jedoch werden Teiche in den Niederungen immer häufiger, und neben der Carnaûvapalme treten die Buritís und die Uricurís (*Mauritia flexuosa, L.* und *Attalea compta, M.*) in weit ausgedehnte Wälder zusammen, wodurch die Landschaft bisweilen einen eben so eigenthümlichen als majestätischen Ausdruck erhält. So fanden wir vorzüglich die Gegend zwischen den königlichen *Fazendas Gamelleira* und *Mocambo*, wo terrassenförmige Sandsteinberge, mehr oder weniger cubisch, sich erhebend und oben in breite Hochebenen ausgeflächt, weite Thäler beherrschen, deren graues Grün gegen die rothe Färbung des Gesteines auf das frappanteste absticht. Auf diesem Wege ward es mehr und mehr deutlich, wie der obere, höher liegende Theil von *Piauhy* sich durch die Vegetation des *Mimoso* von Unter-*Piauhy* unterscheidet, in welchem überall die Vegetation des *Agreste* herrscht. Wir umgingen links die isolirte *Serra de Mocambo*, und zogen durch mehrere Niederungen und Abhänge dieses Berges, wo wir krystallhelle Bäche durchwaten, und uns öfter mit Mühe auf den versumpften Wegen durch frische Wälder Bahn machen mussten. Auf dem Sandsteine erschienen nicht selten grosse Fündlinge von sehr schönen Festungsachaten. Nicht immer trafen wir gegen Abend auf einen Meierhof, so dass wir gezwungen wurden, unter freiem Himmel zu übernachten. Da es seit vierzehn Tagen fast jeden Abend oder noch spät, vor Mitternacht, gewitterte, so wurde unsere fieberhafte Disposition durch die häufigen Erkältungen des Regens mehr und mehr gesteigert. Am 15. Mai überstiegen wir das Sandsteingebirge, die *Serra de S. Gonçalo*, die sich etwa vierhundert Fuss erhebt; jenseits derselben fanden wir das kleine Arrayal gleiches Namens, ein Quadrat von niedrigen Lehmhütten um eine baufällige Capelle, den Wohnsitz einer Colonie von Indianern. Vor fünfzig Jahren, unter dem Gouvernement von João Pereira Caldas, hatte der Grossvater des Capitão Mór von Oeiras, João do Rego Castello Branco, mehrere Stämme bekriegt, welche damals in den westlichsten Gegenden der Provinz den einzelnen Ansiedlern durch häufige Ueberfälle gefährlich geworden waren. Die Besiegten, welche man wegzuführen vermochte, fünfzehnhundert an der Zahl, waren, nach der allgemein üblichen Sitte, entfernt von ihrer Heimath in Dörfer (*Aldeas*) vereinigt worden. Die *Geicôs* erhielten als Aufenthaltsort die *Freguezia*

de N. S. das Mercês, westlich von Oeiras; die *Timbiras*, *Acroâs* und *Goguês* wurden hier, in *S. Gonçalo d'Amarante*, vereinigt. Die drei letzteren werden von manchen Sertanejos mit dem gemeinschaftlichen Namen der *Pamelas* bezeichnet. Wir fanden nur einen schwachen Ueberrest von dieser, ehemals bedeutenden, Colonie, nämlich, nach des Pfarrers Liste, nur hundert und zwanzig Personen, und selbst diese nicht alle von ungemischter Abkunft. Krankheiten, besonders die Blattern, hatten Viele getödtet; Andere waren schon längst wieder in ihre ursprüngliche Heimath zurückgekehrt. Das traurige Ansehen der wenigen, in träumerischem Nichtsthun umherschleichenden Indianer, die Unreinlichkeit und Unordnung in den ärmlichen Hütten, und der Mangel an zweckmässiger Aufsicht, die einem trunksüchtigen Soldaten übertragen schien, — erneuerten auch hier bei uns die Ueberzeugung, dass glückliche Versuche, die Ureingebornen zu colonisiren, nur als seltne Ausnahmen zu betrachten seyen. Diese Ueberzeugung fällt dem Menschenfreunde um so schmerzlicher, als solche Colonisationsversuche fast stets zahlreiche Menschenopfer kosten. Will man nämlich einen Indianerstamm, entweder um ihn unschädlich oder um ihn für den Staat nützlich zu machen, in eine Colonie versetzen, so geschieht dies fast niemals ohne vorhergehenden Krieg, dessen Folge die Unterwerfung des Stammes ist. Zu dem Ende werden Banner (*Bandeiras*) von Linientruppen und Freiwilligen errichtet; der Staat versieht sie mit Waffen und Ammunition, und die Bauern tragen die Mundvorräthe zusammen, welche bei grossen Expeditionen auf Monate lang mitgeführt werden müssen. Bisweilen werden Ochsenheerden dem Kriegszuge nachgetrieben. Die Mannschaft unternimmt den Zug (*Entrada*) selten in der Absicht eine offene Schlacht zu liefern, sondern man sucht die Indianer in ihren abgelegenen und zersreuten Wohnsitzen zu überrumpeln. Ist der Feldzug glücklich, so zwingt man die Ueberwundenen, die Oberherrschaft Portugals anzuerkennen, und sich, unter dem Schutze des Königs, zwischen den Brasilianern niederzulassen. So verlässt der Stamm, oder doch die Glieder desselben, welche sich dem feindlichen Uebergewichte ergeben mussten, seine Wohnorte, und wird, meistens entfernt von andern brasilianischen Ortschaften, in eine eigene Aldea vereinigt, wo er unter der Aufsicht eines von dem Gouvernement eingesetzten Directors, bisweilen

mit Beibehaltung eines eigenen Vorstandes aus seiner Mitte (*Principal*) Landbau treiben, und von einem Geistlichen im christlichen Glauben unterrichtet werden soll. Welche Früchte eine so ganz gewaltsame Operation tragen werde, ist nicht schwer vorauszusehen. Man verlangt von den Indianern ein plötzliches Aufgeben aller angebornen Neigungen, Gewohnheiten und Sitten, ja noch mehr, Ehrfurcht vor einem Gesetze und einer Religion, die sie nicht kennen. Die nächste Folge ist, dass die Entschlossenen unter ihnen sich sobald als möglich diesem unleidlichen Zwange durch die Flucht zu entziehen suchen, die übrigen aber nur wie Fremdlinge und ohne sich zu assimiliren, unter den Brasilianern zurückbleiben, und in dem traurigsten Zwitterleben moralisch und physisch verkümmern. Nur von kräftigen moralischen Hebeln wäre eine günstige Aenderung dieser vernachlässigten Söhne des Waldes zu erwarten, aber solche weiss nur selten, sowohl der Inspector, als der Geistliche, zu handhaben. So bleiben also die Ankömmlinge gewissermaassen sich selbst überlassen, werden ihrer ursprünglichen Lebensweise verlustig, ohne Anweisung und Kraft für eine bessere zu erhalten, und verlieren endlich im Müssiggange und in der Trunkenheit selbst jene geringe Spannkraft der Seele, welche sie besassen, so lange sie frei in den Wäldern hauseten. Es ist höchst auffallend, wie dieser Mangel geistiger Entwickelung auf die physische Organisation zurückwirkt, wie besonders die Krankheiten der Europäer so schnell von den Indianern aufgenommen, aber nicht durchgebildet werden, wie die Fruchtbarkeit der Weiber abnimmt, und der feste und kräftige Körperbau des Americaners verkümmert und geschwächt wird. Dieser traurige Gang der Colonisationsversuche durch Aldeas, welcher fast überall in Brasilien bemerkt werden konnte, scheint auf die grössere Zweckmässigkeit eines andern Verfahrens hinzuweisen, demgemäss die besiegten Indianer nicht vereinigt bleiben, sondern unter die Fazendeiros vertheilt werden. Letzteres geschah durch den gegenwärtigen Gouverneur mit den *Pimenteiras*, welche seit dem Jahre 1775 von Zeit zu Zeit aus dem Gebiete zwischen den Quellen des *Rio Piauhy* und des *Rio Gorguéa* hervorbrechen, und die Fazendas von Ober-*Piauhy* beunruhigen. Früher war schon ein Theil derselben durch Jozé Dias Soares gezwungen worden, die Oberherrschaft der Krone Portugals anzuerken-

nen, und diese haben sich an der *Lagoa do Sal* friedlich niedergelassen; der grösste Theil derselben schweift aber noch unabhängig umher, und die Fazendeiros haben das Recht, sich derjenigen von ihnen, welche sie gefangen nehmen können, auf zehn Jahre als Sclaven zu bedienen oder sie zu verkaufen. Diese Behandlungsweise stimmt mit den Principien überein, welche zu Anfange des laufenden Jahrhunderts gegen die menschenfressenden *Botocudos* in Minas Geraës und Porto Seguro gesetzlich ausgesprochen worden waren. Dieselben waren nämlich, wegen grausamer Einfälle in die benachbarten Ansiedlungen, als Feinde des Staats, vogelfrei, und bei Gefangennehmung als Sclaven erklärt worden, und, so wie in Minas gegen die *Botocudos*, wurden in den Provinzen Goyaz, Piauhy und Maranhâo zahlreiche Entradas gegen die feindlichen Indianer am *Rio Tocantins* und *Rio Mearim* unternommen, die man, mit dem allgemeinen Namen *Botocudos* bezeichnend, auf gleiche Art als Sclaven hinwegführte. Obgleich aber von einem portugiesischen Schriftsteller (*Azeredo Coutinho, Ensaio sobre o commercio de Portugal*, S. 61. 67.) behauptet wird, dass um das Jahr 1758 Horden der *Botocudos* durch die *Coroados* von Minas Geraës aus bis an die Grenzen von Maranhâo seyen gejagt worden, so ist es doch durch mehrere Berichte gewiss, dass die Entradas in den erwähnten nördlichen Provinzen nicht sowohl diesen ursprünglichen *Botocudos* (den ehemaligen *Aymorês*), als vielen andern zahlreichen und kriegerischen Stämmen, die zum Theil wie jene die Unterlippe und die Ohren zu durchbohren pflegen, gegolten haben. Von den auf diese Weise gefangenen *Pimenteiras* sahen wir mehrere in Oeiras. Sie gehörten unter die stärksten und gewandtesten Indianer, welche uns bis jetzt vorgekommen waren, und hatten in ihren Gesichtszügen, so wie in ihrer, an Gaumenlauten sehr reichen, Sprache, eine gewisse Freiheit und Festigkeit, die wir an den aldeirten Indianern zu *S. Gonçalo d'Amarante* vergeblich suchten. Die hier vorgefundenen Individuen gehörten zu den Stämmen der *Goguês* (*Gueguês*) und *Acroâs* (*Acroazes*, *Aruazes*). Sie wurden uns zugänglich durch Vermittelung ihres Vorstandes (*Principal*) Marcellino, eines sehr alten, aber noch vollkommen rüstigen, Mannes, der nicht von rein indianischer Abkunft zu seyn, sondern auch äthiopische Mischung zu haben schien, und dem Zuge von Joâo do Rego gegen diese

Indianer beigewohnt hatte. Die *Goguès* wohnten und wohnen noch zwischen dem südlichsten Theile des *Rio Parnahyba*, dem *Rio do Sommo* und dem *Rio Tocantins* (den sie *Cötzschaubörä* nennen). Bereits im Jahre 1765 waren vierhundert derselben in einer Aldea, *S. Joâo de Sende*, neun Legoas nördlich von Oeiras, versammelt worden. Die *Acroâs* wohnen nördlich von den vorigen, zwischen dem *Rio das Balsas*, dem *Parnahyba* und dem *Tocantins*. Sie sind in zwei Horden, die *Acroâs-assú* und *mirim*, die Grossen und Kleinen, getheilt, sprechen aber dieselbe Sprache, welche von der der *Goguês* nur wenig verschieden ist. Die *Acroas-mirim* sind bis jetzt noch nicht unterjocht worden. Diese beiden Stämme sind minder roh und kriegerisch, als ihre nördlichen Nachbarn, die *Timbiras* (*Imbiras*, *Embiras*), eine durch den Sertâo von Maranhâo weit verbreitete Nation. Nach den Berichten des alten Marcellino bedienen sich diese Indianerstämme als Waffen des Bogens und der Pfeile, die sie bisweilen vergiften. Sie ernähren sich von Jagd und Fischfang, und sind dem Ackerbaue abgeneigt. Ueber den *Tocantins* setzen sie nicht in Canots, deren Gebrauch ihnen fast unbekannt seyn soll, sondern in Flössen aus den Stämmen der Buritípalme. Sie sind keine Anthropophagen, und ihre Kriegsgefangenen werden zur Sclavenarbeit verwendet. Nach einer alten Sage dieser Indianer soll Gott am Anfange der Dinge ein hohes Haus gen Himmel gebauet haben, durch dessen Einsturz die Verschiedenheit der Thiere und Nationen entstanden sey. Marcellino behauptete ferner, dass sie eine, wenn auch undeutliche, Idée von einem höchsten guten Wesen haben, das sie in Augenblicken der Noth und Gefahr mit aufgehobenen und zusammenschlagenden Händen und in knieender Stellung, oder auf den Boden hingeworfen, anrufen. Auch einen Teufel, ein böses Princip, erkennen sie an. Es war mir unmöglich zu ermitteln, in wie weit unser Berichterstatter in diese Darstellungen alttestamentarische Vorstellungen einfliessen liess.

In *S. Gonçalo d'Amarante* stiess ein Fussgänger zu uns, der bat, die Reise nach *Cachias* im Geleite unserer Karavane machen zu dürfen. Es war ein Mann, wie es schien, von rein europäischer Abkunft, und von vorgerücktem Alter, dessen Erscheinung zu Fuss, ohne

Gepäcke und Begleiter, in diesem unwirthbaren Lande uns sehr seltsam vorkommen musste. In seinen stummen Geberden lag der Ausdruck eines ungeheuern Schreckens, der seine Sinne verwirrt habe. Genaue Beobachtung und Combination der einzelnen Worte, die er, gleichsam im Wahnsinne, fallen liess, belehrten uns endlich, dass der Unglückliche, ein Bürger von Bahia, auf einer Seereise nach Maranhâo Schiffbruch gelitten, und seine Frau vor sich in den Wellen habe untergehen, die Tochter aber von einem Haifische verschlingen sehen. Auf eine ihm selbst unbekannte Weise hatte er sich von der Küste bis in diese Gegenden verloren. Die entsetzliche Erfahrung hatte seine Phantasie so tief ergriffen, dass er uns bisweilen um Mitternacht durch ein erschütterndes Aufschreien aus dem Schlafe weckte. Diese traurige Begleitung, welche wir uns aus Menschenliebe gefallen lassen mussten, war gleichsam die Einleitung zu dem unbeschreiblichen Elende, das wir jetzt selbst, durch Steigerung unserer Kränklichkeit, erfahren sollten. Am 16. Mai machte ich eine Seitendigression in den benachbarten Urwald, wo ich an den Wänden eines gelblichen Sandsteinfelsens dichte Beschläge von einem salzigen Stoffe beobachtete, der sich bei chemischer Untersuchung als reich an Salpeter zeigte, (vergl. Anmerkung 1. zum folgenden Kapitel); und ich war eben bemüht, dem Fazendeiro in *Coité*, wo unser Bivouac aufgeschlagen war, zu bedeuten, dass er durch Bearbeitung dieses Stoffes sich eine wichtige Erwerbsquelle eröffnen könnte, als ich den Eintritt eines heftigen Fiebers bemerkte, das mich bald darauf fast besinnungslos niederwarf. Ein Brechmittel ward vergeblich versucht, den Fieberanfall abzuschneiden. Mit grosser Anstrengung setzte ich die Reise zu Pferde, im beständigen Kampfe gegen das Fieber, noch zwei Tage lang, über die *Fazendas Buritî* und *S. Pedro*, bis zu der von *Todos os Santos* fort. Die unangenehmsten Gefühle, heftige Vomituritionen und eine fast tödtliche Schwäche zwangen mich, von Zeit zu Zeit abzusteigen, und, wagerecht auf dem Boden ausgestreckt, zu ruhen. Zu gleicher Zeit erkrankte auf ähnliche Weise einer unserer Diener, so dass wir uns in der traurigen, von uns stets mit Bangigkeit vorausgesehenen, Nothwendigkeit befanden, in dem letztgenannten Meierhofe liegen zu bleiben. Während der Fieberanfälle war mein Kopf so verwirrt, dass Dr. Spix, welcher sich mit

treuester Sorgfalt um mich bemühte, ein Nervenfieber befürchtete; es schien jedoch, als wenn die hier genossene Ruhe der Krankheit eine andere Entwickelung gegeben habe, denn nach einigen Tagen regelte sie sich als ein aussetzendes kaltes Fieber, welches mich nur am Abende, aber stets mit Verwirrung des Sensoriums und mit einer ungemeinen Schwäche befiel. Nicht so günstig war der Gang der Krankheit bei dem Diener, welcher in die fürchterlichsten Zuckungen, in Kinnbackenkrampf und Wahnsinn verfiel, und, wahrscheinlich apoplektisch, am vierten Tage starb. Um das Maas unserer Leiden voll zu machen, erkrankte auch mein treuer Gefährte, indem sich; wenige Stunden nach einem Bade, das er in einem seichten Teiche genommen hatte, sein ganzer Körper mit schmerzhaften Beulen bedeckte, die alsbald in Entzündung übergingen. Unter diesen Umständen schien es das Zweckmässigste, den zwischen feuchten Palmenwäldern gelegenen, ungesunden Ort zu verlassen, um so schnell als möglich *Cachias* zu erreichen. Weil wir zu kraftlos waren, um uns im Sattel zu erhalten, wurden Negersclaven aus den benachbarten Höfen aufgeboten,. die uns in Hangmatten auf Stangen weiter trugen. Unbeschreiblich waren die Leiden der Seele, welche wir auf diesem Wege, beide hülflos und unvermögend einander beizustehen, gequält von den bängsten Sorgen um die Zukunft, für uns und die literärischen Ergebnisse unserer Reise, und gepeinigt von körperlichen Schmerzen, erduldeten.

So erreichten wir, bei der *Fazenda Sobradinho*, den *Rio Parnahyba* (*Parnaiba*), den bedeutendsten Strom zwischen dem Rio de S. Francisco und dem Tocantins, welcher in seinem ausgedehnten Verlaufe die Grenze zwischen den Provinzen *Piauhy* und *Maranhâo* bildet. Er führt hier seine gelblichen trüben Gewässer zwischen einem dichtbebuschten, sanft ansteigenden Ufer, in einer Breite von etwa zweihundert Fussen. Obgleich von erdigen und faulen Stoffen stark verunreinigt, liefert er doch das einzige Trinkwasser für die Anwohner, die deshalb häufig von kalten Fiebern befallen werden. Auch unsere Dienerschaft, welche, um die Equipage zu bewachen, nur eine Nacht am Ufer zubrachte, empfand sogleich die schädliche Wirkung seiner Ausdünstungen. In den zahlreichen Höfen, die längs seinen beiden Ufern aufwärts, weit gegen S. W., errichtet sind, und

worin man sich früherhin fast ausschliesslich mit Viehzucht beschäftigte, wird gegenwärtig viel Baumwolle erzeuget. Der Strom kömmt mit ziemlich schnellem Laufe, doch ohne Wasserfälle, aus dem südwestlichsten Theile der Provinz *Piauhy* herab, meistens durch ein niedriges, sumpfiges, mit Urwäldern und dichtem Gebüsche, oder mit Hainen der Carnaüva- und der Buritípalme bedecktes Land. Er ist den Brasilianern nur bis zur Einmündung des *Rio das Balsas* genau bekannt, indem die oberen Gegenden fast ohne alle Ansiedlungen, und nur von nomadischen Indianerhorden vom Stamme der *Acroâs* und *Goguês* bewohnt sind. Aufwärts wird er mit Kähnen, abwärts vorzüglich mit Flössen (*Balsas*) aus den Stämmen der Buritípalme beschifft. Sein Bette ist regelmässig und der Schiffahrt für Fahrzeuge, die drei- bis fünfhundert Centner geladen haben, günstig. Den Haupthandel auf demselben, mit Rindshäuten, Leder, gesalzenem Fleische, Taback und Baumwolle, treibt die, vier Stunden von seiner Mündung ins Meer gelegene, *Villa de S. Joâo do Parnahyba*, der einzige Seehafen der Provinz *Piauhy*, ein Platz, der noch grössere Wichtigkeit für den Handel erhalten würde, wenn er einen bessern Hafen besässe. Der Strom ergiesst sich aber mit sechs Mündungen ins Meer, und bildet ein sehr ungleiches, zwei bis vier Faden tiefes Fahrwasser, in dem selbst Sumacas und andere kleine Fahrzeuge nur bei Hochwasser bis zur Villa gelangen können.

Die Passage des *Rio Parnahyba* ist hier, wie zu Joazeiro, von der Regierung verpachtet. Man zahlt nur eine geringe Summe, und das Gepäcke des Reisenden, welches auf einer Fähre über den Strom gesetzt wird, unterliegt keiner Verzollung. Auf dem nördlichen Ufer angelangt, befanden wir uns in der Provinz *Maranhâo*, aber erst sechs Legoas weiter, in der *Fazenda Sucuriuh*, trafen wir eine amtliche Behörde in der Person des Commandanten, der uns, gerührt von unserer Hülflosigkeit, auf das menschenfreundlichste pflegte. Doch hätte sein guter Wille meinem Gefährten fast zum Verderben gereicht. Er empfahl nämlich zur Linderung der Schmerzen, welche ihm durch die Entzündung der Beulen verursacht wurden, eine Salbe, die, in einem Zustande von halbem Bewusstseyn, sorglos angewendet wurde. Gegen Mittag verliessen wir das gastfreie

Haus, und setzten die Reise bis zu einem offenen Schoppen, *Perdido*, drei Legoas weiter fort, von wo aus die gemietheten Sclaven am andern Tage zurückkehren sollten. Der Abend dunkelte, als wir hier ankamen, und wir hatten eben unsere Netze aufgehängt, als ein furchtbares Ungewitter losbrach. Der Regen drang in Strömen durch das leichte Blätterdach, der Sturmwind bliess unsere Feuer aus, und schien das morsche Gebälke über uns zusammenwerfen zu wollen. Ich hing apathisch in meinem durchnässten Lager, als gegen Mitternacht der französische Diener, die einzige treue Hülfe in dieser schauervollen Nacht, mich mit dem Angstruf zu mir selbst brachte, es schiene ihm, als sey Dr. Spix im Sterben. Als ich voll Entsetzen zu seinem Lager wankte, fand ich ihn von tödtlicher Blässe umzogen, bewegungslos, mit harten Stellen auf der Haut, und von fürchterlichen Krämpfen im Unterleibe ergriffen. Auf einmal wurde es mir klar, er sey durch den übermässigen Gebrauch einer Bleisalbe vergiftet! Hier galt es schleunige Hülfe; aber wo sie finden in dieser Einöde, während um uns die empörten Elemente im höchsten Aufruhr wüthen? — Doch die Noth ist erfinderisch; einige Neger wurden in die nächste Fazenda zurückgesendet, um eine Badwanne zu hohlen; ich pülverte eine Menge Schwefel, welche zur Erstickung von Insecten bestimmt, noch von Rio her mitgeführt wurde, und gab das Pülver mit grossen Gaben von Opiumtinctur ein. Durch dieses Mittel und durch anhaltendes Reiben mit erwärmten Tüchern gelang es, den Freund zum Bewusstseyn zu bringen, und, als gegen Morgen warme Waschungen vorgenommen werden konnten, hatte ich die unaussprechliche Freude, die inneren Krämpfe schwinden, und die Krankheit auf der Haut wieder hergestellt zu sehen. Wir waren hier neun Legoas von der *Villa de Cachias* entfernt, aber, da keine Sclaven für den Transport des Schwererkrankten zu erhalten waren, ohne Mittel dahin zu kommen. Es blieb also nichts übrig, als voraus zu eilen, um von dort Hülfe zu hohlen. Mit schwerem Herzen versprach ich dem Freunde, bald wieder zu kommen, liess mich, doppelt entkräftet von den Anstrengungen der vorigen Nacht, auf das Pferd heben, und eilte die einsame Strasse fürder. Unter den Strahlen der tropischen Sonne von innerer Fieberglut verzehrt, ritt ich erst durch weitläuftige Palmenwälder, die jetzt voll Wasser standen, dann über mehrere bebuschte

Hügelreihen, wie Tantalus verurtheilt, die Qual des Durstes zu leiden, weil ich fürchtete, wenn einmal abgestiegen, nicht mehr in den Sattel zu kommen. Es war Abend geworden, ohne dass ich das Ziel der Reise erreicht hatte, und als ich eben einen steilen Hügel hinanritt, und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne eine waldige Gegend beleuchteten, verlor ich den schmalen Weg zwischen den hohen Grasbüschen. Alsbald ward es dunkle Nacht, und ich stand allein, krank und verirrt in der Wildniss. In der dumpfen Apathie, welche das Unglück der letzten Tage vorbereitet hatte, wollte ich mir eben einen Platz auf einem niedrigen Baume aussuchen, als ich menschliches Pfeifen vernahm, und auf mein Rufen erschien ein Neger, einen Feuerbrand schwingend, der zu dieser ungewöhnlichen Stunde von *Cachias* mit Arznei durch den Wald kam. Dieser glücklich gefundene Führer geleitete mich auf den Weg zurück, und endlich sah ich die Lichter der Villa schimmern. Ich stieg vor dem Hause des Juiz de Fora ab, und konnte dem würdigen Senhor Luiz de Oliveira Figueredo e Almeida eben noch unsere Empfehlungsbriefe übergeben; — doch in diesem Augenblicke zahlte der Körper die Anstrengung der letzten Tage, und ich sank ohnmächtig vor ihm zu Boden. Zur Besinnung gekommen, fand ich mich in einem sorgfältig meublirten Zimmer zu Bette, und vor mir einen Mann ärztlich beschäftigt, der mich in englischer Sprache anredete. Es war ein portugiesischer Arzt, der zu Edinburg studirt, und sich neuerlich in *Cachias* niedergelassen hatte. Dank seiner Sorgfalt, erholte ich mich bald, und hatte die Freude, am andern Morgen meinen Freund, in einem leidentlichen Zustande, durch die entgegengesendeten Negersclaven herbeitragen zu sehen. — Wenn wir im Verlaufe dieses Reiseberichtes nicht selten Gelegenheit hatten, genussreiche und belohnende Momente zu schildern, so möge der Leser in Scenen, wie die eben erzählte, die Schattenseite des Gemäldes erkennen. Der Reisende aber, welcher solche Leiden im Gefühle der Pflicht erträgt, gewinnt aus ihnen nicht nur einen schönen Hintergrund der Erinnerung für das Alter, sondern auch erhöhtes Vertrauen auf den, dessen unerforschlicher Rath neben die Noth auch die Hülfe stellet. Unsere Gesundheit verbesserte sich in *Cachias* von Tag zu Tage, unter der theilnehmenden Pflege des Arztes und des neuen Juiz de Fora, Senhor Francisco Gonçalo

Martins, welcher, obgleich viel später als wir, aber zur See, von Bahia abgereist, schon vor uns hier eingetroffen war, um die Richterfunction anzutreten, welche in ganz Brasilien gewöhnlich nur drei Jahre lang an einem Orte von derselben Person ausgeübt wird.

Cachias (seit 1812 *Villa*), früher *Arrayal das Aldeas Altas*, ist einer der blühendsten Flecken im Innern Brasiliens. Man zählt in ihrem Termo dreissigtausend Einwohner. Ihren Reichthum verdankt sie der, in der Provinz *Maranhâo* durch die Handelscompagnie von Maranhâo und Grâo Pará veranlassten, und seit einigen und zwanzig Jahren im Innern mit Energie betriebenen, Cultur der Baumwollenpflanze, und der Handelsthätigkeit ihrer Bewohner, unter denen sich sehr viele Europäer befinden. Mehr als die Hälfte der in der ganzen Provinz erzeugten Baumwolle wird von hier aus nach der Hauptstadt versendet, und in den letzten Jahren stieg die Zahl der von *Cachias* verschifften Baumwollensäcke, jeder zu fünf bis sechs Arrobas, auf fünfundzwanzig bis dreissigtausend, die, gering angeschlagen, im Innern selbst die Summe von 1,650,000 bis 1,980,000 Gulden werth sind. Von den brasilianischen Baumwollensorten geht nur die von Pernambuco, worunter auch die von Parahyba, Rio Grande do Norte und Seará mitbegriffen werden, der von Maranhâo vor. Die erstere wird noch sorgfältiger und reinlicher assortirt, und ihr Faden ist etwas feiner, aber kürzer, und deshalb vorzüglich für sehr feine Arbeiten geeignet, die keine ausgezeichnete Dauerhaftigkeit haben sollen. Die Baumwolle von *Maranhâo* liefert einen gleichförmigen, haltbaren, zähen, weissen Faden, der sich sowohl zu Strumpfwebereien von Dauerhaftigkeit und mittlerer Feinheit, als zu bunten Kattunen eignet. Die Fabricanten schätzen deshalb diese Sorte nach der von den Seeinseln von Georgien, von Bourbon und Pernambuco am meisten, der besten Sorte von Bahia, Cayenne und Surinam gleich, und weit höher als die westindischen, die übrigen nordamericanischen, und die levantischen und ostindischen Sorten. Aus diesem Grunde hatte die Nachfrage und Ausfuhr, besonders nach Liverpool, zur Zeit unserer Anwesenheit fast über alles Verhältniss zugenommen; was sich durch eine bald darauf eintretende Stockung im Absatze fühlbar machte. Die Baumwollenstaude von